

De Frau iri Chatz

FORSCHUNG Eine Dialekt-App nimmt seit letztem Jahr auch die Schaffhauser Mundart unter die Lupe. Was man schon sagen kann: Wir sind variantenfreudig.

Andrina Gerner*

Der trotzig stolze Stolz auf unsere Sprache ist uns Schweizer:innen ureigen. Das ist schon zu Luthers Zeiten belegt: Während sich die sprachlichen Neuerungen des Neuhochdeutschen gefestigt hatten, korrespondierten die Eidgenossen demonstrativ weiter in ihrer alemannischen Schreibform und weigerten sich, die neuen Sprachnormen zu übernehmen. Eigentlich reden wir bis heute Mittelhochdeutsch.

Wir kommen später darauf zurück, warum das so ist. Das Schweizerdeutsche ist gut erforscht. Was aber lange aussen vor gelassen wurde, waren Untersuchungen zu grammatischen Phänomenen, also zu Satzaufbau und Satzstellung. Diese sagen aber sehr viel mehr

darüber aus, wie es um unsere Mundart steht, als es der Wortschatz tut.

Seit der Jahrtausendwende wird diese Forschungslücke allmählich aufgearbeitet und nun mit einem neuen Forschungsprojekt der Uni Zürich weitergeführt: «nöis gschmöis» untersucht den aktuellen Stand der Deutschschweizer Dialekte – per App.

Dass dieser Forschungszweig der Linguistik lange aussen vor gelassen wurde, hat auch ein bisschen mit Luther zu tun: Der grosse Reformator nannte die Sprache seines Zürcher Kollegen Zwingli (den er nicht mochte) ein «filziges, zoteliges Deutsch». Um 1700 hatte sich eine mehr oder weniger einheitliche Schriftsprache im deutschsprachigen Raum etabliert – während die Leute nach wie vor redeten, wie ihnen der Schna-

bel gewachsen war. Sprachpuristen bekämpften diese Mundarten als «mangelhafte, unvollkommene Sprachen», und in Deutschland setzte sich die neue Einheitssprache bald nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich durch.

Die Deutschschweiz und ihre Dialekte blieben ein Sonderfall. Die heutige Diglossie-situation (also der Gebrauch zweier klar getrennter Varietäten in verschiedenen Funktionen) ist das Resultat des «Ringens um Eigenständigkeit der Sprache», wie Linguist:innen diesen Teil der Dialektgeschichte zusammenfassen. Zwar setzte sich die Vereinheitlichung der deutschen Rechtschreibung auch hierzulande durch, aber die Schweizerdeutschen Dialekte konnten ihre Position «frei Schnauze» halten und erfuhren im 20. Jahrhundert sogar

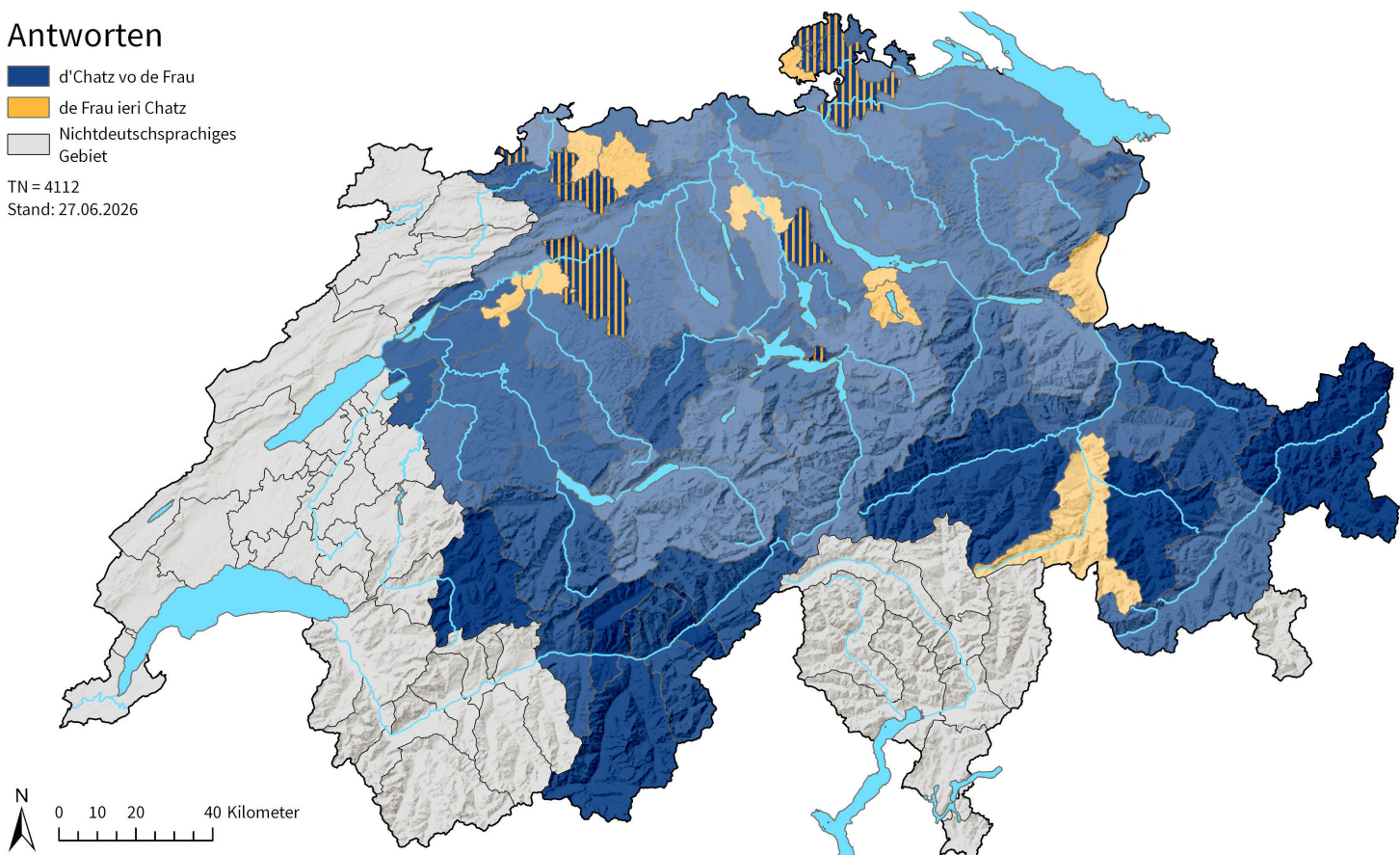
Die Katze der Frau

**nöis
gschmöis**

Antworten

- d'Chatz vo de Frau
- de Frau ieri Chatz
- Nichtdeutschsprachiges Gebiet

TN = 4112
Stand: 27.06.2026



Die Schaffhauser:innen sagen es anders: Die Karte zeigt die Verteilung der Possessivkonstruktion «Die Katze der Frau».

zVg: Universität Zürich

einen Aufschwung. Sie drangen in Geltungsbereiche vor, in denen Dialekt in Deutschland undenkbar wäre – oder haben Sie den deutschen Bundeskanzler schon einmal im Dialekt politische Verhandlungen führen hören?

Spätestens in Zeiten der geistigen Landesverteidigung also erstarkte das Interesse an der Schweizerdeutschen Sprache und an der Mundartliteratur. Die traditionelle Dialektforschung wollte bewahren: Man wollte möglichst unverfälschte Dialekte untersuchen und wählte deshalb möglichst ortsfeste Sprecher, die am besten noch nie woanders gelebt hatten (tatsächlich wurden bevorzugt alte Männer befragt). Mit Tonbandgerät und Fragebogen trugen die Linguisten ab 1939 so eine riesige Datenmenge dieser «musealen Vorzeigemundart» zusammen. Daraus entstand ein Jahrhundertwerk: Der *Sprachatlas der deutschen Schweiz*, der sich vor allem auf Aussprache und Wortschatz konzentrierte.

Und wie sagst du?

Wie sagen Sie «Die Katze der Frau»?

Die aktuelle linguistische Forschung fragt nicht nach verstaubten Begriffen, die niemand mehr kennt, sondern will abbilden, wie wir tatsächlich sprechen. Anja Hasse leitet das Projekt «nöis gschmöis». Die Bündnerin ist Professorin für Germanistische Linguistik und ganz am Puls der Zeit: Anstatt wie früher mit Tonbandgerät und Fragebogen loszuziehen, befragt sie ihre Gewährspersonen per App. 2500 bis 3000 Nutzer:innen haben die rund hundert Fragen bereits beantwortet.

Ihre Erkenntnisse halten die Forschenden in Dialektkarten fest, die sie laufend online stellen. So erhält man quasi eine Live-Aufnahme davon, wie Schweizerdeutsch heute wo gesprochen wird – und eben nicht nur vom Opa, der Pfeife schmauchend auf dem Bänkli sitzt, sondern auch von jungen Sprecher:innen, die den Dialekt vielleicht erst als Zweitsprache gelernt haben, aber ebenso Teil der Sprachgemeinschaft sind.

Dort lassen sich neuere Phänomene wie ans Deutsche angelehnte Partizip-Konstruktionen beobachten: *Es hät brennt* oder eben: *Es hät gebrennt*. Ein deutliches Beispiel ist auch die Mehrzahl von «Mann»: Während Ältere eher *Manne* sagen, dominiert bei den jüngeren Leuten die Form *Männer*. Die App fragt gezielt nach diesen Formen. Zum einen, weil aus früherer Forschung schon vermutet werden konnte, welche Phänomene sich ändern könnten, sagt Hasse. Zum anderen leide auch sie – wie viele – an einer *déformation professionnelle*: «Ich beobachte ständig sprachliche Entwicklungen in meiner Umgebung.»

In vielen Sprachregionen sind Mischformen anzutreffen, auch in Schaffhausen. Und so sind wir wieder bei der Katze der Frau (siehe Karte): In den schraffierten Bereichen wurden beide Varianten genannt, *D'Chatz vo de Frau* und *De Frau iri Chatz*. Beide sind nicht falsch, aber in Schaffhausen zeigt sich eine grosse Einheit bezüglich der zweiten Form. Bei der maskulinen Form – «Der Hund des Lehrers» – sei Schaffhausen variationsfreudiger. Für das Femininum habe es bisher aber keinerlei Daten gegeben, sagt Anja Hasse, das seien also ganz neue Befunde.

Ein Richtig oder Falsch gebe es bei der Beantwortung der Fragen ohnehin nicht, betont Hasse. Vielmehr gehe es darum, die Dialekte so abzubilden, wie sie tatsächlich gesprochen



Auch dieser Satz aus der App *nöis gschmöis* wird Erkenntnisse zum Dialektgebrauch liefern.

Montage: Andrina Gerner

werden. Trotzdem seien es wahrscheinlich eher dialektaffine Personen, welche die App nutzten. Und viele geben sich bei solchen Befragungen Mühe, die «richtigen» Worte zu finden: «Meine Mutter zum Beispiel nannte einen Bündner Ausdruck, gab aber gleich darauf zu, dass sie diesen schon lange nicht mehr benutze.» Solche Erhebungen seien eben immer eine Stichprobe. Die Forscher:innen wollen ihre Ergebnisse nicht in der Schublade behalten, sondern unter die Leute bringen und ein Bewusstsein für die Verschiedenheiten der Schweizer Dialekte schaffen. Diese seien so spannend, weil sie sich

keiner Norm fügen, sagt Hasse: «Keine Institution legt fest, wie Dialekte gesprochen werden, das tun die Sprecher:innen selber.»

Manche Dinge aber ändern nie: Das Wort *Tünne* ist in Schaffhausen erstaunlich stabil, während rundherum von der *Wääie* oder dem *Chueche* gesprochen wird. Auch die aktuell erhobenen Daten zeigen keine erkennbaren Neuentwicklungen spezifisch für Schaffhausen, oft seien es grössere Räume, welche erst den Unterschied machen. Gleichzeitig gibt es innerhalb einzelner Kantone noch regionale Abstufungen. Trotzdem definiert man sich selbst über die eigene Mundart, die sich meist an den Kantonsgrenzen orientiert: Man spricht *Schafuserdütsch*, *Berndütsch* oder *Züridütsch*. *Waasch*, *wani maan*?

Sprache muss funktionieren

Um den alltäglichen Sprachgebrauch abzubilden, erfragt die App auch einige klassische Phänomene, die «üblichen Verdächtigen», sozusagen. Wie etwa die Pluralform von «machen». Im Westen gibt es zwei Mehrzahlformen (*mir/si mache*, (*d*)*ir mached*), während man im Osten einen Einheitsplural kennt: *mir/ir/si mached*. Im Wallis und in Teilen Graubündens gibt es sogar drei Pluralformen: *wier mached*, *ier machid*, *schimachunt*. Die Frage wurde vor Jahrzehnten bereits den Gewährspersonen im Sprachatlas der Schweiz gestellt, und hier wird sich kaum etwas verändert haben. Das sei zwar nicht die spannendste Geschichte, gibt Anja Hasse zu, aber eben die Realität. Grammatische Strukturen seien im Gegensatz zum Wortgebrauch erstaunlich stabil, obwohl man heute viel mobiler sei. «Oft werden in Familien und Freundeskreisen verschiedene Dialekte gesprochen.»

Dabei gilt: Sprache muss funktionieren, man will ja verstanden werden. Bildet sich so langsam, aber sicher ein Schweizerdeutscher Einheitsbrei? Oder doch noch eine Angleichung an die deutsche Standardsprache? Vielleicht, sagt Anja Hasse, aber so schnell werde das nicht passieren. Wie bereits gezeigt, halten sich die strukturellen Phänomene gut – besser als der dynamische Wortschatz, der durch Jugendsprache und Einflüsse aus anderen Sprachen sowieso stets im Wandel ist. Und es sei ja spannend, welches Label man dem eigenen Dialekt gebe. «Man ist schon recht stolz auf die eigene Mundart.»

**Die Autorin studierte Linguistik an der Universität Basel und hat sich in ihrer Bachelorarbeit mit dem Sprachwandel im Schweizerdeutschen und mit der Verschriftung des Dialekts beschäftigt.*